

**Stefanie Job: Die vernachlässigte Muse. Romanbiographie des
Filmmusikers und UFA-Generalmusikdirektors Willy Schmidt-Gentner**
Berlin: Frieling 1995, 191 S., DM 24,80, ISBN 3-89009-804-5

Die Romanbiographie ist eine hybride Gattung, die sich nicht entscheiden kann, ob sie Fiktion sein will oder Dokumentation sein muß. Im vorliegenden Falle ist die Form der Romanbiographie wohl gewählt worden, weil die Autorin („Baby“) – sie war mit Schmidt-Gentner verheiratet – auch wiedergibt, was ihr der UFA-Generalmusikdirektor „viele Jahre später“ (S.4) erzählt hat. Es handelt sich also teilweise um eigene, teilweise um Erinnerungen aus zweiter Hand. Literarisch, d.h. als Roman, ist das kleine Büchlein wertlos: der ist Stil holprig, die Grammatik der kurzen Sätze ist nicht immer über jeden Zweifel erhaben und manchmal wohl auch wegen Fehler im Laserausdruck unverständlich („Alle wünschten Glück, Im Herbst würde er nicht mehr in die Klopstockstraße zu brachten Torren und teure alkoholische Getränke als Geschenke mit.“, S.67), Handlungsstränge werden gelegentlich nur angedeutet oder beginnen völlig unvermittelt (ganz zu schweigen von undurchschaubaren chronologischen Sprüngen); von einer Erzählstrategie kann nicht die Rede sein.

Tiefe oder auch nur amüsante Einsichten in das Leben eines Filmmusikers darf man nicht erwarten. Die meisten Informationen zur Filmmusik scheint sich die Autorin angelesen zu haben, nicht selten wird offen zitiert. Da kann es dann schon einmal vorkommen, daß das Orchestrion kurzerhand in „Orchestertrion“ (S.28) umbenannt wird oder die Geiger „in die Saiten griffen“ (S.165). Das Hauptinteresse der Autorin gilt dem „ungezügelter Sexualtrieb“ (S. 26) des Protagonisten.

sten und seinen zahlreichen Affären, wobei sie selbst offenbar jener Spielart, die man umgangssprachlich einen „flotten Dreier“ nennt, nicht abgeneigt war (S.76). Schmidt-Gentner betätigte sich auf erotischem Gebiet im übrigen, so scheint es, ziemlich wahllos: die Spanne reicht von Prager Filmsternchen über Zsa Zsa Gabor bis zu einer römischen Prostituierten „mit einem Holzbein“ (S.105). Gleich im Anschluß an die Episode mit der ‘Holzbein-Prostituierten’ wird übrigens eine Audienz beim Papst geschildert, deren angebliche Komik dem Leser – wie so vieles – nicht recht einleuchten will. Daß das (später geschiedene) Ehepaar Schmidt-Gentner nach 1938 in Wien offenbar nur Filmschaffende kannte, die keine Nationalsozialisten waren, daß das Leben trotz des Krieges eigentlich ganz angenehm blieb, daß man immer hoffte, die Judendeportationen seien nur „Greuelnachrichten“ (S.137), versteht sich bei einem solchen Buch schon fast ebenso von selbst wie die Stilisierung der Autorin zur Lichtgestalt. Und natürlich ist es ihr auch unbegreiflich, daß jüdische Emigranten nach Kriegsende ihr Eigentum zurückforderten.

Als Memoiren betrachtet, ist das Buch nichtssagend und stellenweise peinlich, als Roman betrachtet, unterbietet es mühelos jeden literarischen Standard.

Michael Walter (Bochum)